

Fulica atra L. — Im Herbst 1895 wurde von einem Bauern ein solches Wasserhuhn am Gschnitzbache gefangen und einige Tage in Gefangenschaft gehalten, in der es dann einging.

Tringoides hypoleucus (L.). — Im Herbst 1909 hielten sich 2 Stücke dieser Art, während des Durchzuges durch schlechtes Wetter genötigt, am Gschnitzbache bei Trins einige Tage auf. Ankunftstag: 18. September. Im Jahre 1910 sah ich bei schlechter Witterung am 6. und 7. September gleichfalls ein Exemplar an derselben Stelle. ♂ 18. VIII. 1909.

Scolopax rusticola L. — Schnepf, — Soll nach Mitteilungen der Bauernjäger, vor einem Jahrzehnt an feuchten Stellen im Tale am Frühjahrs- und Herbstzug ziemlich häufig gewesen und mit Schlingen gefangen worden sein. Ich konnte nach den Angaben dieser Leute nicht sicher feststellen, ob wirklich diese Art gemeint ist oder ob es sich nicht um einen nahe verwandten Vogel handelt.

Vanellus vanellus (L.). — Wurde nach sicheren Mitteilungen und Beschreibungen einige Male auf den Sumpfwiesen am Gschnitzbache gesehen.

Anas boschas L. — Anten. — Hält sich jährlich auf dem Durchzug im September, meistens durch nebelige, schlechte Witterung veranlaßt, in 2—3 Exemplaren an ungestörten Stellen des Gschnitzbaches einige Zeit auf.

Anas querquedula L. — Soll wie die Vorige auch auf dem Herbstzug manchmal einfallen. So wurden im Herbst des Jahres 1896 3 Stücke am Gschnitzbache gesehen.

Aviariae variae.

Biologische Nachträge und Anregungen.

Von **Dr. B. Plačzek.**

Schon vor 20 Jahren wurde von kundiger Hand ein Warnungssignal gegen die unverläßlichen Beobachtungen und Angaben unwissenschaftlicher Biologen gegeben, das noch immer sehr beachtenswert geblieben ist. So lange aber die Sucht, die Dinge nach unten und nach oben zu vermenschlichen, aus unseren Köpfen nicht ganz ausgetrieben ist, werden wir vergeblich trachten, ein klares Bild der Natur zu gewinnen. Der Tierbeobachtung drücken wir unwillkürlich von vornherein schon menschliche Züge ein und was man zum Beispiel heute Tierpsychologie nennt, ist nicht viel mehr als

eine determinierte Psychologie des Menschen. Was wir bei dem letzteren finden, wenden wir ohneweiters auf die übrige Lebewelt an. Auf hundert Analogieschlüsse kommt ein Induktionsschluß. Wir haben so die Tiere zu Denkern gemacht, die Pflanzen mit Schmerzempfindungen ausgestattet und uns nicht gescheut, selbst dem toten Gestein in Form beseelter Atome das menschliche Drama aufzubürden.

Die Biologie selbst hat zu den Unbesonnenheiten der philosophierenden Naturwissenschaft sehr viele Beiträge geliefert, sie sieht heute noch in den zahlreichen Fragen, die in ihrem Schoße ruhen, ebenso viele Einladungen, sich in unwissenschaftliche Träumereien zu versenken.

Die gänzliche Abkehr von diesem Irrwahn habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Seit lange beschäftige ich mich nämlich mit einer umfangreichen Arbeit, die mir noch unter der Feder wächst und von der ich bereits mehrere Ballons d'essai in die Öffentlichkeit — man verzeihe die aeronautische Ausdrucksweise — aufsteigen ließ. Das Werk soll den Rahmentitel: „Animalische Logik“ führen und als Motto den Leitgedanken: *errare animale est!*

Ein Ausspruch von Prof. Theodor Gomperz, ein Wort, das Bände spricht, lautet: „Die Descendenztheorie ist eigentlich eine Ascendenztheorie!“ Damit hat er die prägnanteste Bezeichnung für die „Evolution“ geprägt, welche fast allen Disziplinen Tendenz, Methode und Richtung gegeben. Jeder Entwicklungsgang hat auch Rückfälle und Entartungen aufzuweisen. Es sind die Denkfehler und Demoralisationen oder Degenerierungen, welche ich in verschiedenen Arbeiten als „Atavismus“, als Rückfälle in die irrtümliche Vorstellungs-, Anschauungs- und Lebensweise der Tiere darzustellen versuchte, das gebräuchliche „*errare humanum est*“ in „*errare animale est*“ umwandelnd. Damit glaube ich das fehlerhafte Anthropomorphisieren der Tiernatur in das Gegenteil gekehrt und die Anweisung erteilt zu haben, wie man, um die Tierpsyche zu verstehen und zu schildern, sich in dieselbe versetze und sich bemühe, ohne darum in die Psychoanalyse modernster Seelenschnüffler verfallen zu müssen, „Mit dem Tiergehirne zu denken“ — was nicht so schwer ist, als es den Anschein hat. Scheitlins ungemein bedeutsamer Ausspruch: „Nicht aller Mensch ist im Tier, aber alles Tier ist im Menschen“, kommt auch, weiter entwickelt und anders gefaßt, uns zu statten.

Im Ergründen und Erkennen der Tiernatur ist der Mensch, ohne sich's einzugestehen, durch sein Denken, Sprechen und nicht zum mindesten durch seine Literatur geschult und bis zum Unterbewußtsein geübt. Er legt sich freilich weit mehr im argen als im guten Sinne Tiereigenschaften bei. Man braucht nur an Ausdrücke, wie: Wolfsgier, Schlangentücke, Affenpossen, Pfaueneitelkeit, aber auch an Hundetreue, Katzennettigkeit, orientalische Katzenkeuschheit, Löwenmut, Schlangenklugheit, Taubenunschuld usw. zu denken, um zu erkennen, wie tief solche Anschauungen einer umgekehrten Metempsychose, daß Tierseelen in Menschenleiber wandern, in unserem Bewußtsein wurzelt. In erster Linie fesselt unsere Aufmerksamkeit das Menschliche im Tiere, das, evolutionistisch genommen, gewissermaßen Antizipierte, also das Vorbedachte, zweckmäßig Ausgeübte, in zweiter Linie das Tierische im Menschen, welches ich die umgekehrte Metempsychose nennen möchte. Wenn die Seelenwanderung, an welche die Hälfte der gesamten Menschheit noch glaubt, die superstitiöse Form der Idee abgibt, daß viel Menschliches in der Tierseele vorhanden sei, so trifft man im Leben und in der Geschichte öfter, als einem lieb ist, verblüffende Beweise dafür, daß noch viel Tierisches in der Menschenseele besteht. Wir erkennen in solchen Fällen das Walten des psychischen Atavismus oder tierischer Denkfehler in den Fehl- und Fangschlüssen menschlicher Individuen und Gesamtheiten und darin zugleich die Grenzmarke zwischen Tierlogik und Menschenlogik, deren Gemeinsames die animalische Logik zu behandeln hat.

Wenn es auch eine belangvolle Aufgabe der strengexakten Zoologie bleiben mag, neuentdeckte Arten, Spielarten, Abarten und zufällige Kreuzungsprodukte zu registrieren und zu beschreiben, unbeirrt davon, ob die Anzahl der Tierarten — nach der letzten Zählung vom Jahre 1896 im „Zoolog. Rekord“ gibt es in runder Zahl Vögel 12.500*), Insekten und sonstige Kleintiere 250.000, alles in allem 366.000 verschiedene Arten — nennenswerte Vermehrungen erhalte, so muß denn doch hervorgehoben werden, daß die biologische Erkenntnis des allgemein bekannten Tierlebens in seinen mannigfachen Zusammenhängen mit allem Menschlichen einer intensiveren Pflege bedarf.

*) Sharpe's Handlist (1909) führt 19.000 Arten auf. D. Herausg.

Wie der unerwartete Ausgang weltbewegender oder kleine Kreise erregender Unternehmungen, so läßt sich auch vieles Rätselhafte im Tierleben auf den Mißgriff zurückführen, solche Erscheinungen nicht nach ihren Gesichtspunkten und bewegenden Ursachen, sondern nach der eigenen Gedanken- und Willensrichtung beurteilen zu wollen. Es ist die Vogel Strauß-Politik in's Wissenschaftliche übertragen. Das entgegengesetzte Richtige möchte ich den methodischen Altruismus nennen. Was ist einfacher als die Weisung: Willst du absonderliche Lebensäußerungen eines Lebewesens begreifen, so mußst Du für den Augenblick aufhören, Du zu sein und sogar in die Haut eines Tieres fahren, um nach seinem allgemeinen, dir bekannten Charakter in dem besonderen Falle dir gegenwärtig zu halten: Wie denkt, urteilt und benimmt sich ein Tier nach seiner Individualität? Und doch wurde diese biologische Methode meines Wissens noch von keinem Forscher mit einem Worte gestreift. Eine solche Auslegungsweise hat mit der Tierfabel nichts zu tun. Beide liegen weit auseinander. Die Fabel anthropomorphisiert, sie läßt Menschen in der Tiermaske agieren und sagt jedem, der es wissen will: „De te fabula narratur“. Unsere Methode will ebenso wenig dies als umgekehrt Tiere in der menschlichen Charaktermaske auftreten lassen; sie versetzt sich vielmehr in den Mittelpunkt des besonderen Tierwesens, um von da aus den Denkprozeß nach allen Seiten naturgemäß zu entwickeln. Das Tier kann selbstverständlich nicht aus sich heraus-treten, um sich das Walten und Verhalten eines anderen Wesens aus dessen innerstem Kern, in welchen sich jenes zuvor versetzen muß, zu erklären. Das vermag nur der Mensch. Hier liegt eben der Differenzpunkt zwischen der tierischen und menschlichen Denkweise. Menschen gehen nicht nur von anderen Prämissen aus als das Tier, weil ihr Anschauungskreis ungleich weiter und mannigfaltiger ist, sie ziehen auch aus gleichen Prämissen andere Schlüsse als die Tiere.

Um Abweichungen der Denkgewohnheiten von Menschen und Tieren zu Differenzen in den Denkgesetzen beider zu kondensieren, dazu gehören freilich zahlreiche zuverlässige Beobachtungen von rätselhaften, aus dem gewöhnlichen Charakter einzelner Tiere oder aus der menschlichen Vorstellungsweise nicht erklärbaren Vorgängen und Lebensäußerungen der animalischen Welt. Vielleicht ist hiedurch zum mindesten eine nachwirkende Anregung den Tierbeobachtern und biologischen Forschern geboten, auffälliges oder nicht gewöhnliches Tun und Gehen einzelner Lebewesen darauf anzusehen und

auf die demselben zugrunde liegende, spezifisch tierische Denktätigkeit zu prüfen.

In einer Schrift aus dem Jahre 1910:

„Seltsame Vorgänge im Vogelgehirne“

habe ich sonderbare Brutstätten zusammengestellt, denen ich hiemit noch andere hinzufüge:

Der verdienstvolle Botaniker Prof. Dr. H. M o l i s c h, Direktor des pflanzenphysiologischen Institutes der k. k. Universität in Wien, schrieb mir am 31. August 1910: „Als ich von der höchst sonderbaren Niststätte der Kohlmeise im Brunnengehäuse las, erinnerte ich mich, daß mir Herr Dr. R i t t e r in Prag, als wir durch seinen Garten schritten, in einer eben unbesetzten Abteilung seines Bienenstockes ein Kohlmeisennest zeigte, das von Jungen geradezu überquellte. Es war ein höchst eigentümlicher Anblick, hier die junge Brut in nächster Nähe rastloser vorbeischwärmender Bienen zu sehen!“ Beide, Kohlmeisen und Bienen, scheinen also in diesem außerordentlichen Falle Urfehde geschworen zu haben. Die Kohlmeise ist gefräßiger und hat einen stärkeren Schnabel, der gleich große Vögel nicht schont, wenn es ihn nach ihrem Hirne gelüftet, er ist flinker und frecher als der R ö t l i n g und doch zitiert B r e g e n z e r in seiner Broschüre: „Tierisches Sittlichkeits- und Rechtsgefühl“ (Leipzig 1901) von Hansjakob: „Er sieht im Bienenhaus eines Bekannten ein Nest von Rotschwänzchen, die bekanntlich Liebhaber von Bienenfleisch sind. Der Besitzer versichert ihm aber, daß er trotz langjähriger Beobachtung nie einen dieser Vögel, denen er im Bienenhaus Logis gewährt, auch nur einmal am Bienenmorde ertappt habe. Sollten diese Tierchen wissen, wie Hund und Katze, die im gleichen Hause wohnen, daß sie Gäste sind und darum das Gastrecht achten und die Bienen Munibalds als ihre Mitbewohner schonen müssen? Oder sind sie so schlau, vor den Augen des Hausherrn die Soliden und vom Haus weg erst die Mörder zu spielen? Eines oder das andere ist meines Erachtens der Fall und zeugt für die wunderbare Art, mit der Tiere zu urteilen vermögen“

Einige ähnliche Berichte aus der letzten Zeit lasse ich hier folgen:

(Ein Schwalbennest in der Gaststube.) Einen merkwürdigen Platz hat sich ein Schwalbenpärchen im Hotel Mayer

in Halbstadt (Böhmen) ausgesucht, Juni 1912, um sein Nest zu bauen. Es kam bei offenem Fenster in die Gaststube geflogen und legte sein Nest auf einer Karnische des Fensters an. Jetzt hat es schon Junge und fliegt ab und zu, ohne sich durch die Gäste, die mit großem Interesse dem Treiben der Vögel zusehen, stören zu lassen. Nur eine Verpflichtung hat der Hotelier zu erfüllen. Da die Vögel früher aufzustehen pflegen als Wirtsleute, muß das obere Fenster die ganze Nacht offen bleiben, damit die Schwalben in früher Morgenstunde ausfliegen können.

(Vogel und Eisenbahn.) Viele Vögel wohnen und nisten nirgends lieber als in der Nähe der Geleise. In Bahnwärterbuden und ländlichen Stationsgebäuden, unter Schienen und Brücken, über die der Zug donnert und in den Hecken, die oft viele Kilometer weit die Bahn begleiten, bauen Bachstelzen und Rotschwänzchen, Haubenerlchen und Grasmücken, Goldammern und Finken und viele andere kleine Sänger ihre Nester. Über das Leben dieser „Eisenbahnvögel“ hat Prof. Martin Braeß im Juliheft von „Westermann's Monatsheften“ 1911 eine Plauderei veröffentlicht. Ein „Eisenbahner“ von Beruf“, erzählt er dort, „ist auch unser munteres Rotschwänzchen. Der Bahnwärter kennt es genau. Keine Station, kein größerer Bahnhof, wo unser Hausrötel fehlte. Wer ein Ohr hat, auch den feineren Stimmen der Natur zu lauschen, der wird aus all dem Lärm des menschlichen Treibens am Bahnhof, wo immer es sei, die zwei schnurrigen Strophen des Hausrotschwänzchens heraushören und das Persönchen des Sängers wird er auch bald entdecken. Es ist bekannt, wie sich unser Hausfreund bisweilen die seltsamsten Plätze zur Aufzucht seiner Jungen aufsucht: die Hängelampe im Gartenhaus, eine leere Konservenbüchse in einer Kantine, einen Pantoffel, der am Staket hängen geblieben ist — vielleicht hat ihn jemand im Übereifer des Gefechtes von sich geworfen —, ein altes Ofenrohr auf einem Schutthaufen usw. Das Hübscheste habe ich einst auf einer ganz kleinen Station in Ungarn gesehen; dort hatte sich ein Hausrotschwänzchen den Briefkasten zur Wochenstube eingerichtet. „Mehr Junge sind darin als jemals Briefe oder Karten!“, sagte mir lachend der Vorsteher. Sein tierfreundliches Herz hatte dafür Sorge getragen, daß eine in der benachbarten Fensteröffnung stehende Pappschachtel den Briefkasten so lange vertrat, bis dieser seinem ursprünglichen Berufe wieder nachgehen konnte. Aber die niedrigste Geschichte hat sich auf der kleinen Strecke Greiz—Neumark abge-

spielt. Auf dem Bahnhofe der preußischen Residenz stand längere Zeit ein Personenwagen beschäftigungslos. Ein Hausrötelpärchen hatte sich hier angesiedelt. Schon fütterte es seit mehreren Tagen seine Jungen, da mußte der Wagen in den Lokalzug eingestellt werden, der täglich sechsmal nach Neumark und wieder zurück fährt. Dem Personal und den Reisenden bot sich nun das allerliebste Schauspiel, wie die treuen Vogeleltern jeden Zug die 13'8 Kilometer lange Strecke begleiteten, wobei die Tierchen während des Aufenthaltes auf den Zwischenstationen fleißig fütterten. Von allen Beobachtern dieses Idylls behütet, kamen die Jungen glücklich aus. Die tägliche Reise von reichlich 165 Kilometer ist den kleinen Dunenbällchen ganz gut bekommen — nicht nur Eisenbahnvögel, sondern „Zugvögel“ in einer gewiß ungewöhnlichen Bedeutung des Wortes“.

(Kanari en im Kirchenchor.) Die amerikanischen Geistlichen überbieten sich gegenseitig in der Erfindung von Mitteln, durch die sie für ihre Predigten Hörer in die Kirche zu locken suchen. Man weiß von Streichorchestern, die im Gotteshause spielen, von Grammophonen, ja sogar der Kinematograph hat triumphierend in manche amerikanische Kirche seinen Einzug gehalten, aber den Gipfel der Originalität hat zweifellos doch der Pfarrer der Lincoln-Bapistenkirche in Cincinnati in Ohio erklommen; ihm verdankt Amerika den Einfall, den Kirchenchor durch die Einführung von Kanarienvögeln zu belegen. In allen Teilen des Gotteshauses wurden Käfige mit den kleinen gefiederten gelben Sängern aufgestellt und als der erste Orgelton erklang, begannen, durch das Geräusch gereizt, vier Vögel zu singen und zu pfeifen, bis der Organist mit einem schönen Akkord schloß. Nach dem Berichte einer Zeitschrift soll diese merkwürdige Zusammenstellung von Orgel, Chorgesang und Vogelgesang außerordentlich gefallen haben. Dem Beispiele von Cincinnati folgte bald der Pastor der Methodistenkirche von Toronto, der die ganze Kirche mit Obstblüten schmücken ließ. An der Galerie und an der Empore wurden dann sieben Singvögel in Käfigen untergebracht. Natürlich lockte die Nachricht von diesem originellen Schmuck eine Fülle von Leuten in die Kirche, die ohne dieses Mittel wohl kaum das Gotteshaus betreten hätten.

In der „Frankfurter Zeitung“ vom 8. Juni d. J. war zu lesen:

(Ein Schwalben-„Dreieck“.) Aus der Pfalz berichtet uns ein Mitarbeiter über ein merkwürdiges Tieridyll: Man weiß, daß

die meisten Vögel, abgesehen von den Kurzflüglern, in Einehe leben und nur bei einigen Vögeln ist die Vielehe zu beobachten. Meist halten die Vogelpärchen für die ganze Zeit ihres Daseins zusammen und nur selten werden die Gesetze einer einmal geschlossenen Ehe mißachtet. Unter den Männchen setzt es natürlich heftige Kämpfe, wenn ein frecher Eindringling den Frieden einer Vogelfamilie zu stören sucht. Indes kommt wohl auch gelegentlich ein gewissermaßen umgekehrter Fall vor, daß nämlich ein weiblicher Eindringling den Ehefrieden der Vogelhausfrau stört. Derartiges ist jetzt aus dem pfälzischen Eistal zu berichten. Dort nisteten seit vielen Jahren regelmäßig zwei Schwalbenpaare im Kuhstall eines Landwirtes. Heuer trafen jedoch nur drei Schwalben ein; wahrscheinlich war eines dieser Tierchen auf der Wanderung zugrunde gegangen. Die Vögel machten sogleich ihre Nester zurecht und aufmerksame Beobachtungen ergaben, daß es sich um ein Männchen und zwei Weibchen handelte, also um eine Übertragung des Graf v. Gleichen-Falles in's Gebiet der Vogelwelt. Die beiden vom schönen Geschlecht zeigten sich auffallenderweise durchaus nicht eifersüchtig und das sonderbare „Dreieck“ kampierte höchst einträchtiglich in einem Neste. Dann aber scheint der Platz etwas zu eng geworden zu sein, da eine Schwälbin Nachwuchs bekommen hatte und brütete. Eifrig machte sich nun aber auch das andere Weibchen daran, ein Nest herzurichten und das Haupt des „Dreiecks“ half kräftig dabei, ohne daß die brütende Gattin Einspruch erhob. Nun haben beide Weibchen ein Gelege und das Schwalbenmännchen löst die eine wie die andere zarte Hälfte beim Brüten ab. Ja, es wurde sogar bemerkt, daß die drei Vögel das Brutgeschäft auf beiden Nestern abwechslungsweise gemeinschaftlich besorgten, ein ungemein anziehendes Bild. Auf die weitere Entwicklung des dreieckigen Verhältnisses sind die ständigen Beobachter dort natürlich sehr gespannt.

Und ich bin darauf neugierig, wie die Geschichte ausgehen wird; ich kann aber die Vermutung nicht unterdrücken, daß die Befruchtung der Schwalbenwitwe schon auf dem Zuge oder vor dem Verschwinden des legitimen Gatten stattgefunden hat. Da es ferner ganz unwahrscheinlich ist, daß die beiden Schwalbenweibchen ohne sichtbare Kennzeichnung zu unterscheiden waren, hat der Bericht nur den Reiz einer schalkhaften, recht amüsanten Erzählung eines Vogelromantikers, aber nicht den Wert einer biologischen Beobach-

tung. Bei der Gemütsart und innigen Geselligkeit der Schwalben wäre eine gegenseitige Aushilfe in den benachbarten Brutstätten der Nesterkolonien nicht zum Verwundern.

Und nun noch etwas von den autodomestizierten Spießgesellen unseres minderwertigen Gamin's Spatz, von den Amseln, deren veränderte Lebensweise ich schon öfter behandelte:

(Ein zweistöckiges Vogelnest) erhielt das Kensington-Museum in London kürzlich (Dezember 1910) zum Geschenk. Im Efeugehege einer Laube hatte ein Zaunkönigpärchen sich ein behagliches Nest gebaut. Die kleine Vogelmutter setzte sich eben auf den Eiern zurecht, als zwei Schwarzdrosseln anflogen, das Nest der Zaunkönige oben etwas auszuhöhlen begannen und in die leichte Senkung den Grundstock zu ihrer eigenen Wohnung legten, den schon vorhandenen Bau als wertvolles Fundament benutzend. Seltenerweise beunruhigten sich die Zaunkönige über das Vorgehen der sehr viel größeren Ansiedler gar nicht sonderlich und als fünf junge Zaunkönige ihre Schnäbel aufsperrten, schrien oben bald auch vier Schwarzdrosselkinder nach Futter. Die Nesteingänge lagen nicht übereinander, sondern das eine rechts, das andere links am Laubengitter. Die Nachbarschaft blieb dauernd eine gute; die beiden Mütter kamen ihren Pflichten nach, ohne sich gegenseitig zu stören. Was veranlaßte die sonst keineswegs friedfertigen Schwarzdrosseln, die am liebsten in Nadelhölzern oder niedrigem Buschwerk nisten, zu dieser Annäherung an schwächere Vögel und zu diesem Etagenbau?

— Hätte Darwin das ausgezeichnete Material über unsere Schwarzsamsel zur Verfügung gehabt, das von dem Oltener Kantonsrat und Vogelforscher Professor G. v. Burg mit seinem Mitarbeiterstab während rund dreißig Jahren in der Schweiz gesammelt worden ist und demnächst (März 1911) im „Katalog der schweizerischen Vögel“ veröffentlicht wird, so wäre die Entstehung der Arten um manchen interessanten Abschnitt über Instinktvariationen im Zustand der Domestikation und anderes reicher geworden.

„Sie nistet auch“, schreibt v. Burg, „in jedem Monat des Jahres und die Zahl der Bruten ist in vielen Gegenden bei der Hälfte aller Paare oft genug mehr als drei“. Ja mitunter können einzelne Paare von einer förmlichen Nesterbauwut befallen werden. So erzählt mein Gewährsmann von einem Pärchen, das vom 10. bis 15.

Mai 1906, das heißt in fünf Tagen, sechs Nester anfang und fertig machte: eines auf einem Kletterrosenstock, das zweite auf einem Dachkanalwinkel, das dritte im wilden Wein, der ein Kaninchenhaus umspann, das vierte im Birnspalier. Das fünfte kam in einen Starkasten am Hausgiebel und das sechste, das gleichzeitig mit dem vierten gebaut wurde, erhielt auf einem Schwalbennestbrett seinen Platz. Dieses Paar, das seine besonderen Kennzeichen hatte und 12 Jahre lang beobachtet wurde, hat in dem betreffenden Sommer nach Angabe v. Burgs 21 Nester gebaut, zwei Jahre vorher 14! In diesen Nestern wurden jährlich 4 bis 5 Bruten großgezogen, und zwar begannen die Alten oft noch am gleichen Tage, an dem die Jungen ausflogen, mit der Arbeit für die neue Kinderstube, dachten an alles andere, nur nicht an die Erziehung der halbfertigen Sprößlinge. — Liest sich das nicht wie eine amerikanische Humoreske von Mark Twain?

(Aufgeklärte Vögel.) Aus Wolfenbüttel wird der „Vossischen Zeitung“ (Juni 1893) mitgeteilt: „Der hiesige Gärtner H. hatte zum Schutze seiner Frühkirschen hoch oben in der Krone eines seiner Bäume eine Vogelscheuche in der Gestalt eines schrecklich ausgestafferten Strohmannes angebracht und war nicht wenig erstaunt, trotzdem von dort her an einem der letzten Tage ein fröhliches Zwitschern und Piepsen zu vernehmen. Der Sache weiter nachforschend, entdeckte er schließlich, daß ein Rotschwänzchenpaar sich in den Strohmann sein Nest gebaut hatte und dort unbekümmert um die Schreckensgestalt sorglos seine junge Brut pflegte“

(Krüppelfürsorge bei den Krähen.) Ein Engländer teilt dem „Spectator“ (April 1912) eine hübsche Beobachtung aus dem Leben der Krähen mit. In seinem Garten füttert er die Vögel, außerdem ist immer Wasser für sie in Gefäßen vorrätig. Eines Tages stellten sich nun vier Krähen ein, von denen drei tranken. Die vierte war dazu nicht imstande, da ihr ein Bein fehlte und das andere so verstümmelt war, daß sie sich nicht aufrecht halten konnte. Zwei der Krähen flogen weg, die dritte aber begann nun der vierten verkrüppelten, beim Trinken behilflich zu sein. Sie stützte sie mit den Flügeln, so daß sie in die Nähe des Wassergefäßes gelangte; da die verkrüppelte Krähe jedoch nicht selbst trinken konnte, half ihr die gesunde, indem sie selbst den Schnabel mit

Wasser füllte und ihn der Gefährtin reichte, genau so wie ein alter Vogel seine Jungen füttert.

— Eine ähnliche Beobachtung habe ich vor 7 Jahren gemacht: In einer geräumigen Gartenvoliere hatten mehrere Blaumeisen als Wintergäste Unterkunft gefunden. Eines Abends wurde von unbekannter Hand eine Blaumeise, der wahrscheinlich infolge von Einklemmung ein Fuß bewegungslos herunterhing und die auch schwer den anderen Fuß bewegte, in die Voliere gestellt. Sie konnte nur mühsam humpeln und ein wenig horizontal flattern. Da ihr jedoch die Kraft fehlte, mit den Füßen sich zum Auffluge emporzuschleunigen, blieb es ihr versagt, auf eine Sprosse in die Höhe zu fliegen. Am anderen Morgen war sie verschwunden. Ich dachte mir, nachts sei sie verendet und von demselben, der sie gebracht, auch entfernt worden. Ich kümmerte mich nicht weiter um sie. Einige Wochen später entdeckte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung die überzählige, arme Blaumeise in einem Versteck ungefähr 60 cm hoch oben unter dem Blechdache der Voliere, von wo sie, leise piepsend, das reizende blaue Köpfchen mit den klugen dunklen Äuglein hervorsteckte. Was war also geschehen? Die anderen Meisen, die ohnehin öfter in den schmalen, gedeckten Raum zwischen dem Holzgestell und Dache sich zurückgezogen, hatten die verkrüppelte Genossin hinaufbefördert, um sie daselbst zu füttern und zu pflegen.

Ist es nicht seltsam: Menschenrassen, Nationen und Individuen in ihrer Kindheit, auch Dichter, die ewigen Kinder, fühlen sich eins mit den Tieren — und erlesene, voraussetzungslose Philosophen erheben diese Einheitlichkeit von Menschen und Tieren zur Theorie? Hiemit erscheint der Kreis monistischer Welt- und Lebensauffassung geschlossen. Feinsinnige, naive Volksdichtungen und ein raffiniertes, auf Sensation und Prickel berechnetes Bühnenstück bilden die beiden Pole der poetischen Avifauna-Behandlung und dürften darum in der vorliegenden Sammlung nicht überflüssig erscheinen.

Serbische Gesänge.

Die eitle Eule.

Eule sitzt auf einem Buchenneste;

Adler über ihr im Tannenhorste.

Sehr verschämt zum Adler spricht die Eule:

„Geh' doch Adler! Winke nicht beständig

Gar besondrer Art sind jetzt die Leute,
 Sprachen gleich, der Adler liebt die Eule!
 Drauf jedoch der Adler ihr erwidert:
 „Fürchte nichts! Denn dieses weiß ein Jeder,
 Daß für Adler Eulen nicht geschaffen!“

Was der Tau der Basilie erzählt.

Bitter klagt Basilie, die zarte:
 „Milder Tau, was fälltst du mir nicht heute?“
 „Bin dir seit zwei Morgen ja gefallen!
 Heute aber hab' ich mich verweilet,
 Schauend an ein übergroßes Wunder,
 Wie die Wila um das Waldgebirge,
 Um das grüne, zankte mit dem Adler!
 Sprach die Wila: „Mein ist das Gebirge!“
 Sprach der Adler: „Dein ist's nimmer! Mein ist's!
 Und die Wila brach dem Aar die Flügel.
 Wehvoll klagten nun die jungen Adler,
 Klagten, wußten nicht, was zu beginnen.
 Sieh', da kam die Schwalbe, tat sie trösten:
 „Weinet nicht, o meine jungen Adler!
 Will euch führen in das Land von Indien,
 Wo die schönsten Amaranthen wachsen,
 Wachsen bis an's Knie hinan den Rossen,
 Und der Klee bis an die hohen Schenkel,
 Und die Sonne niemals untergehet!“
 Und die Jungen gaben sich zufrieden“.

Die Sprache der Vögel.

Die hoftheaterfähige Komödie von Adolf Paul, die obigen auffälligen Titel führt, wurde in einem köstlichen Essai mit ätzender, aber fein parfümierter Lauge übergossen. Die Hauptperson: der König Salomo. Der Name ist an sich ein Programm und jedenfalls ein Kompaß, der Ziel und Richtung vorschreibt. Er spricht nicht immer wie Salomo der Weise, eher wie Salomo der Irre und Wirre und handelt manchmal wie Salomo der dumme Junge. Das Geheimnis seiner Weisheit, der Talisman seiner Zauberkunst, scheint nun hier durch ein anderes ersetzt werden zu sollen, durch die Kenntnis der Vogelsprache. Der Wille zum Leben, der Wille zur Macht, die Peitsche, kein Mitleid, Schopenhauer, Nietzsche — mit diesen literarisch erworbenen Elementen hat der Dichter sein Stück aufgebaut. Salomo hat auch das große Geheimnis von der Sprache der

Vögel durch das Stück zu schleppen. Erst ganz zum Schluß erfahren wir, daß das Geheimnis gar kein Geheimnis sei, daß man unter der Vogelsprache die Sprache der Gefühle, die allgemeine Sprache der Natur zu verstehen habe. Von jeher klagten ja die Dichter über die Armut unserer Ausdrucksmittel, womit sie aber schwerlich sagen wollten, das Piepsen der Spatzen stehe über den menschlichen Vokabeln. Dieser Salomo scheint dies zu glauben .? In einer anderen Besprechung — eigentlich Guillotinerung — des Stückes werden die Denkfehler und Geschmacksverirrungen noch anders abgetan: „Was Salomo meint, meint er in einer Weise, daß die anderen meinen müssen, er meine, daß sie meinen sollten, er meine etwas anderes; und daß sie wissen, er wisse, was sie wissen, nützt ihnen gar nichts, denn er tut nur so, als wisse er, sie wüßten, was er wisse, indessen er doch sehr wohl weiß, daß sie nicht wissen, was er wisse, daß sie wissen!!! Da wird denn doch das literarische Gewissen rebellisch. Es erlaubt sich, einiges zu replizieren und verschiedene Glossen anzufügen.

Für Fabel und Titel ließe sich noch manch anderes Alibi nachweisen, als Schopenhauer und Nietzsche. In meiner Arbeit: „Der Vogelgesang nach seiner Tendenz und Entwicklung“, aus der seit ihrem Erscheinen im Jahre 1884 öfter umfängliche Auszüge in Fachblättern und sonstigen Zeitschriften reproduziert wurden, finden sich nachstehende Sätze: König Salomo, der „Vogelsprachkünde“, schaute einmal vom hohen Söller seines Palastes hinüber nach dem Tempel, dem herrlichen Bau, der ihn mit Stolz erfüllte. Da sah er ein Sperlingspaar auf der Tempelzinne sein Schäferstündchen halten. Unter zärtlichem Gezwitscher jagte, neckte sich und schäkerte das Pärchen. Und der Spatz stellte sich, die Brust aufblähend, vor das Weibchen hin und piepste: „Sieh' her, ich brauche nur mit meinem Fuße zu stampfen und der ganze Tempel Salomoni's stürzt in Trümmer.“ Lachend über die Großsprecherei des windigen Wichtes, beschied König Salomo den radotierenden Sperling zu sich und herrschte ihn mit launigem Ernste an: „Du winziger Knirps, wie kannst Du Dich erkühnen, so gering-schätzig von meinem stolzragenden Tempel zu reden?“ — „Mein König“, erwiderte der Sperling, „so war's nicht gemeint; aber der Mann muß seinem Weibe Respekt einflößen, wenn es ihm zu Willen sein soll!“

Nicht beziehungs- und belanglos dürften auch einige Aphoris-

men aus dem altindischen Buche: „Hytopadescha“ sein: „Der ungelehrte Sohn wird vom gelehrten in Schatten gestellt, wie von den Schwänen der Reiher“. — „Es sieht der Vogel auf Erden seine Beute schon von hundert Meilen und noch mehr; aber ist seine Zeit gekommen, sieht er die Schlinge nicht“ — „Eine törichte Gans, die öfters bei Nacht, da sie Lotosblumen in einem Teiche suchte, durch den Anblick des Widerscheins der Sterne getäuscht ward, beißt nun auch bei Tage weiße Wasserlilien nicht an, weil sie dieselben für Spiegelbilder der Sterne hält“

Auf einer alten bilderschriftlichen Karte der Azteken (zuerst in Gemelli Carreri's *Giro del Mondo* VI. 38 ed. Napoli, 1700, erschienen) ist eine Taube abgemalt mit bilderschriftlichen Zeichen von *Sprachen* im Schnabel, die sie unter die Kinder des *Coxcox*, des mexikanischen Noa, die stumm geboren waren, austellt (Humboldt, *Vues des Cordillères*, 223). Also ein *Vogel gar Sprachlehrer der Menschen!*

Wieso aber ist der schwedische Dichter dazu, besonders zur Legende von Salomo, gekommen? Je nun, die kommunizierenden Röhrrchen literarischen Fingergeistes sind in gewissem Sinne „filtrierbar“. Seelenschnüffler der Schreibweise, die gesucht, doch nicht findig zu sein braucht, pflegen sich auf das Nachempfinden, „Rekonstruieren“ — etwa, wie es gegenwärtig mit den Edelsteinen durch sehr minderwertige Kunstprodukte geschieht — und beim Anlehnen auf das Entleihen zu verstehen. Sollte sich an dem schwedischen Sprachgymnastiker trotz seiner absonderlichen salomonischen Träumereien denn doch der alte morgenländische Spruch bewähren: „Wer von Salomo träumt, kann hoffen, weise zu werden?“ Oder hätten wir es da mit Heine's nordischer Fichte zu tun, die von einer Palme im Süden träumt?

Die gefiederten Segler der Lüfte sind gegenwärtig in den Vordergrund verschiedenartiger gespannter Aufmerksamkeit gerückt. Der „vogelsprachkundige“ König Salomo wird als Possenfigur auf die Hofbühne gestellt und die *Aviatiker*, diese modernen Auggen, beobachten und betrachten den *Vogelflug* als *Muster* für ihre *Apparate* mit wunderbaren und blitzschnell sich steigenden Erfolgen. Man darf wohl sagen, was sich auch konstruktiv nachweisen läßt: „Die *Vervollkommnung des Kunstfluges* hält gleichen Schritt mit der *Nachahmung des Vogelfluges*“.

Aus meiner Schrift: „Toilettevögel und Vogel-Toiletten“, welche im ersten diesjährigen Hefte dieser Zeitschrift eine freundliche Besprechung*) gefunden, seien hier einige Stellen reproduziert, um daran manches Erklärende und weitere Ausführungen knüpfen zu können:

Sicher scheint es zweckmäßig für die Brut wie für das im Neste zurückgehaltene brütende Weibchen zu sein, unauffällig zu bleiben und nicht die Aufmerksamkeit der zahlreichen Feinde zu erregen. Nicht nur das Federkleid der Weibchen ist einfach, auch deren Stimmgebung ist leise, kurz und wenig vernehmbar.

Eine Henne, welche kräht, legt keine Eier oder nur taube Eier. Eine ähnliche Beobachtung machte ich bei einem Kanarienvögelchen, das die Melodie eines Männchens vollstrophig, sanft und leise modulierend, sang. Dies ist eine bekannte Tatsache, die sich nach Korrelations- und Kompensationsgesetzen leicht erklärt. Das übernormale Funktionieren eines Organes wird durch das unternormale Funktionieren eines anderen damit in irgend einem Zusammenhange stehenden Organes ausgeglichen. Daß ein solches zwischen dem Larynx und dessen Stimmgebung, andererseits der sexuellen Entwicklung vorhanden ist, erkennt man deutlich, zumal während der männlichen Pubertät. Die hervorragendsten *Bühnensängerinnen* sind vielleicht darum, wie sich statistisch nachweisen läßt, zumeist unfruchtbar. Häckel, den ich einmal darauf aufmerksam gemacht, erwiderte mir am 29. März 1899: „Ich vermag nicht zu beurteilen, ob die von Ihnen vermutete Korrelation zwischen *Larynx* und *Ovarium* begründet ist“. Häckel meinte wohl, daß er den anatomischen Nachweis für meine Annahme nicht liefern kann. In den äußerst seltenen, bei robusten Naturen vorkommenden Geburtsfällen kompensiert sich die Natur durch die Einbuße der Stimme an Kraft, Schmelz und Volubilität“. Max Nordan, der bekannte Publizist und prakt. Arzt in Paris, schrieb mir darüber am 2. Dezember 1911: „Häckel's Bescheid nimmt mich höchlich wunder. Er ist allerdings weder Arzt, noch Biologe. Sonst wüßte er, daß der Zusammenhang zwischen Kehlkopf und Geschlechtsdrüsen beim Menschen eine elementare Tatsache ist. Mit der Pubertät tritt gleichzeitig die Entwicklung des Phonationsapparates („Mutieren der Stimme“) auf; Kastraten behalten einen infantilen Kehlkopf und die Volksempirie hat längst

*) p. 79. D. Herausg.

beobachtet, daß die Stimme des Weibes nach der Konzeption etwas tiefer wird. Freilich, die Feststellung einer Tatsache ist noch nicht ihre Erklärung. Aber was können wir überhaupt erklären“.

Ich erwiderte ihm: „Ihre belangvolle Notiz von der Stimmwandlung nach der Konzeption erinnert mich an eine ähnliche, die ich einmal im Catull (Atys c. 32) gelesen habe: Bevor die Matronen die Braut feierlich in's Hochzeitsgemach begleiteten, nahm die Amme Maß vom Halse der Braut, was sie dann am anderen Tage wiederholte. War dann der Halsumfang der jungen Frau weiter geworden, so erkannte man daraus, daß die Neuvermählte konzipiert hat. — Die Unfruchtbarkeit der großen Sängerninnen kann in zweifacher Hinsicht sehr bedeutsam sein: I. für Männer, denen es um Stammhalter zu tun ist — als Warnung; II. für Männer, die aus der Ehe die Elternschaft ausschalten wollen — ein bedenklicher Rat in unserer Zeit, wo die Maltuslehre in immer weitere Volksschichten dringt und die Populationsziffer immer mehr sinkt“.

Eine andere Stelle in meiner erwähnten Schrift lautet: „Die kleinsten Kolibris erhielten von den Zoologen den Namen *Trochilus colubris*. *Trochilus*, weil die kleinsten Vögel der alten Welt, die Zaunschlüpfer, von Aristoteles und Plinius so genannt wurden, und *colubris* wegen der metallisch glitzernden Schlangenhaut. Vielleicht ist schon die Ansicht ausgesprochen worden, daß von *coluber* die Benennung Kolibri herrühren mag“

Der vielgerühmte Linguist Hofrat Dr. Th. G o m p e r z reflektierte darauf am 3. Dezember 1911 mit der Bemerkung, „daß *Colibri* nach Littré's Wörterbuch aus der Sprache der Caraiben entlehnt ist. Bei Grimm findet sich das Wort weder unter C, noch unter K, ebenso wenig in anderen deutschen Wörterbüchern, die mir zur Hand sind. (Paul und Kluge.)“

Meine Erwiderung lautete: „Mit gewohnter Liebesswürdigkeit haben Sie mir sehr beachtens- und dankenswerte Bemerkungen zu der von mir versuchten etymologischen Ableitung der Benennung *Colibri* zukommen lassen, für die ich Ihnen sehr verbunden bleibe, da sie mir die Anregung zur weiteren Klarstellung geboten“.

Bei L i n n é findet sich (Syst. Nat. 1758. (X. Ed.) p. 120) meines Wissens zuerst die Benennung *Trochilus colubris*.

In dem großen Dictionaire von Christian Friedr. S c h r a d e r (Halle 1771 franz.-deutsch) wird der Kolibri als Ananasvogel etc.

(*Avis mellivora*) auf den Antillen angeführt, in dem deutsch-französischen Teile (Halle 1781) als *Trochilus* Linné. Was die Angabe von M. P. E. Littré in seinem Wörterbuche (erschieden 1863 bis 1877) betrifft, liegt die Wahrscheinlichkeit greifbar nahe, daß das caraibische Wort nicht autochthon, sondern ein Lehnwort sei. Wann es aufgenommen ward, ist, wenn überhaupt, ungemein schwer zu bestimmen. Wer da weiß, was zur Zeit der Conquistadoren und lange nachher in Mexiko und Peru an Synkretismus (ich möchte ihn eine literarische Endosmose nennen) der Kulturelemente geleistet wurde, man denke nur an Lord Kingsborough's riesiges, bloß in einigen Exemplaren erschienenenes Prachtwerk: „Antiquities of Mexiko“, den wird es gar nicht wundernehmen, daß irgend ein Lehnwort in die Sprache der Caraiben gekommen. Oder sollte, was kaum anzunehmen ist, Wilson ein caraibisches Urwort latinisiert haben? Wie eingehend ich mich auch mit der alten Kultur der Ureinwohner Amerikas beschäftigte, ich habe nichts als das ahmlautliche „*Huitzilo*“ für *Colibri* gefunden.

Br ü n n, Juli 1912.

Über den Tannenhäher 1911/12 im Wiener Becken.

Von Alfred Mintus.

Etwa Mitte September wurden um Wien die ersten Tannenhäher der sibirischen Form *macrorhyncha* beobachtet. Binnen kurzer Zeit verteilen sich die Vögel über das ganze Wiener Becken, wobei im allgemeinen, wie wenigstens aus dem mir vorliegenden Material zu schließen ist, ihr Durchzug eine südwestliche Richtung einschlug. Demgemäß wurden die Gegenden südöstlich von Wien, also die Simmeringer Heide und das Steinfeld, nur sehr wenig, vielleicht überhaupt nicht berührt. Auch aus den unterhalb, d. h. östlich der Hauptstadt gelegenen Auen kam mir keine Nachricht über Eintreffen von Tannenhähern zu.

Den Höhepunkt dürfte der Durchzug in der ersten Hälfte des Oktober erreicht haben, von welcher Zeit an die Nachrichten viel spärlicher wurden. Einzelne Exemplare aber hielten sich lange in einer Gegend auf und konnten bis in den Februar hinein beobachtet werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologisches Jahrbuch](#)

Jahr/Year: 1912

Band/Volume: [23](#)

Autor(en)/Author(s): Placzek Baruch

Artikel/Article: [Aviariae variae. \(Biologische Nachträge und Anregungen.\)
194-210](#)